

24. März 2009

Die Totenstadt von Cerveteri



In Cerveteri war ich heute. Cerveteri liegt ca. 40 km nordwestlich von Rom und ist eines der Zentren etruskischer Totenkultur. Aber während etwa in Tarquinia die Grabkammern mit Fresken kunstvoll ausgemalt sind und man dort sehen kann, wie die Verstorbenen zu Lebzeiten gefeiert, gegessen, musiziert, gejagt, sich geliebt haben und – so hoffte und glaubte man – es nach dem Tode ähnlich taten, so mutet die Nekropole von Cerveteri dagegen



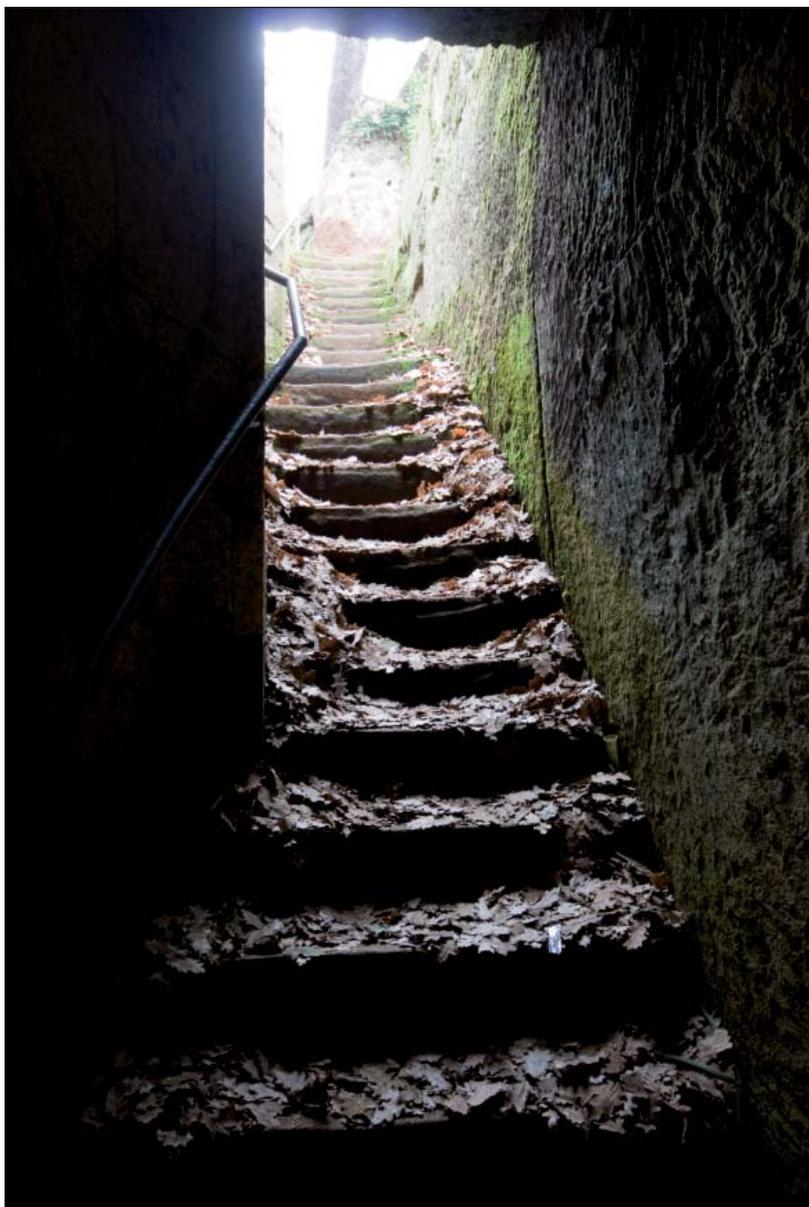


geradezu archaisch-streng an. Die Grabkammern, in Tuffstein gehauen, sind meist rund, manchmal aber auch Häusern ähnlich, die an einer Straße liegen. Sie bilden die Hütten nach, in denen die Menschen zuvor lebten. Während die Hütten für die Lebenden aber aus vergänglichem Material waren, aus Holz und Lehm, baute man die Häuser der Toten aus dauerhaftem Stein, wie für die Ewigkeit. So finden sich hier in Tuff gehauene Säulen und geschmückte Decken, Betten und Sitzgelegenheiten, damit die Toten sich wohl und wie zu Hause fühlen konnten.

Am Vormittag waren außer mir noch einige Schulklassen auf dem Ausgrabungsgelände; danach war ich mit zwei älteren Damen (also Frauen meines Alters...), zwei jungen Chinesinnen und einem Mann, der dort offenbar zu Studienzwecken unterwegs war, allein. Ab und zu begegnete man sich, nickte sich freundlich zu, tauschte einige Worte aus und ging dann allein weiter, die Atmosphäre dieser Totenstadt zu erspüren.

Und die zu beschreiben, fällt mir schwer. Mir fehlen die Worte, die Eindrücke und Gefühle zu übermitteln, die ich dabei empfand. Oder - vielleicht ist es das: eigentlich ist jedes Wort fehl am Platz. Draußen, auf dem Gelände der Totenstadt, war die Welt der runden Grabhügel, wuchsen Pinien und Zypressen,





Mimosen, Veilchen und Ginster; hier zwitscherten Vögel und wehte der Wind. Gewiss, ein Besuch auf einem Friedhof mag ähnliche Gefühle erwecken; aber ein Friedhof, auf dem noch bestattet wird, ist nie nur ein Ort des Friedens; Trauer und Gefühle zerrissener Liebe – und sei's der anderer, fremder Menschen – sind noch zu stark; nach 2500 Jahren jedoch sind die Tränen des Abschieds getrocknet.

Wenn ich dann aber ins Innere der Grabkammern trat, dazu manchmal zwanzig, fünf- undzwanzig Stufen hinabstieg, umging mich eine andere Welt. Jetzt war ich allein mit den Toten. Nichts war mehr zu hören – kein fernes Auto, kein Vogelgesang, kein Insekt, kein Windhauch; nur die Toten waren da und ich: das waren die Menschen, die hier vor 2500 Jahren bestattet wurden, doch zugleich kam es mir vor, als ob die Toten hier, stellvertretend für alle Männer, Frauen und Kinder, die irgendwann seit früher Vorzeit gelebt hatten, die ur-menschliche Sehnsucht nach Ewigkeit zum Ausdruck brachten.

In einem Tumulus, der „Tomba Policromo“, saß ich mehr als eine halbe Stunde ganz allein – in absoluter Ruhe. Seit einem Aufenthalt in der iranischen Wüste vor fast 40 Jahren hatte ich nicht mehr solche völlige Stille erfahren.

Der Mensch ist nicht dazu da, nach seinem Tod in alle Winde zerstreut zu werden. Er will Bestand haben, bleiben, leben, erinnert und geliebt werden. Anders wäre er nicht Mensch.

Josef Pietron